

Zeitschrift: Actio : ein Magazin für Lebenshilfe
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 97 (1988)
Heft: 11-12

Artikel: Leben am Rande der Wüste : Sesshafte und Nomaden in Mali
Autor: Heinemann, Hannes / Sy, Mamadou
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975926>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AUSLAND

Positive Ansätze trotz allem

Wir berichten in dieser «Actio»-Abschiedsnummer über eines der grössten Probleme der Dritten Welt: die Armut. Das Schweizerische Rote Kreuz begegnet ihr überall, wo es arbeitet, einmal in Form krasser Not, ein andermal versteckt, leise und unspektakulär.

Es gibt Symbole der Armut, die sich mir tief eingepägt haben wie zum Beispiel die bittende Hand einer jungen Mutter mit einem Säugling im Arm oder der erloschene Blick eines Menschen, der ohne Hoffnung lebt.

Dabei ist mir so sehr bewusst, dass dies Menschen sind wie wir, wie Sie, liebe Leserin, lieber Leser, und ich, Menschen, die im Grunde genommen nicht mehr wollen, als in Würde für sich und ihre Familien das tägliche Brot zu verdienen, die nach einem Minimum an Sicherheit streben und die in Selbstverantwortung ihr Leben bestehen möchten.

Es geht in unseren Berichten um Menschen aus drei Kontinenten, die trotz unterschiedlicher Herkunft und Kultur auf durchaus vergleichbare Art und Weise um ihr Überleben kämpfen und die nur zu oft Zeugen sind, wie Lebensgrundlagen zerstört und Hoffnungen auf eine bessere Zukunft zunichte gemacht werden.

Wir wollen aber nicht nur von Armut, sklavenähnlicher Abhängigkeit, Hunger und Unwissenheit sprechen, sondern auch von den positiven Kräften, von den Überlebensstrategien von Benachteiligten und vom Einfallsreichtum von Menschen in bitterer Not. Wir möchten schliesslich zeigen, wie das Rote Kreuz auf positive Ansätze eingehen kann und mit dem überlegten Einsatz von Spenden mehr erreicht als durch eine kurzzeitige Beschränkung auf blosse Überlebenshilfe.

Anton Wenger

Sesshafte und Nomaden in Mali

Leben am Rande der Wüste

Mali, ein Land im afrikanischen Sahel, gehört zu den ärmsten Nationen der Welt. Periodisch leidet die Bevölkerung unter Dürre und Hunger, und ein beträchtlicher Teil der acht Millionen Einwohner führt in einer kargen, oft lebensfeindlichen Umwelt ein hartes Leben in Armut. Zum Beispiel der Bauer Morry Diarra und seine Familie oder die Flüchtlingsgemeinschaft nomadischen Ursprungs von Tilwatt. SRK-Mitarbeiter haben beide besucht.

Ein Stück Land gibt Zuversicht

Von Hannes Heinemann

Morry Diarra ist 46 Jahre alt und stammt aus dem Bambaraland in Mali. Er ist Bauer und lebt mit seiner Familie in Kayo, einem unscheinbaren kleinen Dorf, 70 Kilometer von Bamako, der Hauptstadt Malis, entfernt.

In unserem Gespräch fragen wir Morry Diarra nach seiner Familie. Stolz erzählt er, dass er «chef de famille» sei, und klaubt seine «carte de famille» hervor, ein offizielles Dokument, auf das der Staat viel Wert legt, sind doch die Angaben auf der Karte die Basis zur Erhebung von Steuern. Auf Morrys Karte sind seine drei Frauen und seine neun Kinder, sechs Mädchen und drei Knaben, aufgeführt. Im Familienhaushalt lebt auch seine Mutter; ebenfalls dazu gehört ein älterer Bruder, der in einem Nachbardorf wohnt und wirtschaftlich von Morry Diarra abhängig ist. Ferner gehören Morry zwei Ochsener, zwei Schafe und ein defektes Motorrad.

Morry Diarra hat von seinem Vater vier Hektaren Land in der Nähe des Dorfes geerbt. Seit Urzeiten baut seine Familie dort jedes Jahr zu Beginn der Regenzeit Hirse an. Von einer guten Hirseernte können Morry und seine Familie fünf bis sechs Monate leben.

Rotkreuzboden für 25 Familien

Vor einem guten Jahr ist Morry Diarra mit dem Roten Kreuz in Berührung gekommen. Das regionale Rotkreuzkomitee in Koulikoro hat ihn und seine Familie als eine von 25 begünstigten Familien ausgewählt, die im Gartenbaupro-

jekt Koulikoro eine bewässerte Landparzelle erhalten. Dem lokalen Roten Kreuz ist es nämlich dank beharrlicher Anstrengung gelungen, am Ufer des Nigers 2,5 Hektaren Ackerland dem Zugriff der wenigen eintausendfachen Bodenbesitzer zu entziehen und es armen und bedrängten Familien zugänglich zu machen. Es ist heute Besitzerin eines legalen Landtitels, und 25 bedürftige Personen und Familien aus dem nahegelegenen Dorf Kayo sind die Nutzniesser von je einem Fünfundzwanzigstel dieses fruchtbaren Landes. Mit der finanziellen Hilfe des SRK konnte eine Wasserpumpe samt Zubehör angeschafft werden, um Wasser aus dem Niger etwa 200 Meter weit bis ins Reservoir an der höchsten Stelle des Gartenbaugeländes heranzuführen.

Die Parzelle von Morry Diarra ist 1200 Quadratmeter gross. Auf dem rund 100 Meter langen und 12 Meter breiten Landstück hat er Gombo, Bananen, Bohnen und Maniok angepflanzt. Den beiden Längsseiten entlang führen Bewässerungsgraben mit insgesamt 20 Verzweigungen, durch die das Wasser regelmässig über die gesamte Fläche der Parzelle fliesst. Die Bewässerung der 2,5 Hektaren Land erfolgt in einem regelmässigen Turnus nach einem Plan, der von den 25 Familien in eigener Regie festgelegt wird.

Verdienst und Verantwortung

Was bedeutet dieses bewässerte Landstück für Morry Diarra und seine Familie? Er erklärt uns, dass die Möglich-



keit, auf der Parzelle drei- oder viermal im Jahr Bananen, Gemüse und Wurzeln zu ernten und dann auf dem Markt zu verkaufen, ihm und seiner Familie ein bescheidenes Einkommen verschafft. Auch wenn die Familie die Hälfte des Verkaufserlöses zur Finanzierung der kollektiven Unterhalts- und Vermarktungskosten – dazu gehören der Betrieb der Wasserpumpe, der Lohn des Wächters, Transportkosten für die Marktfuhr – an das Rote Kreuz abgibt,

Beratung durch Studenten und Dozenten des Landwirtschaftstechnikums von Koulikoro. Morry Diarra hat hier die Chance, andere, ihm bisher unbekannte Nutzpflanzen kennenzulernen und seine Kenntnisse in optimaler Bodennutzung, Boden- und Pflanzenschutz sowie Bewässerungstechniken zu erweitern.

Arbeitsames Familienleben

Nach dem gemeinsamen Besuch der Gartenbauparzelle und einem Ausflug auf das An-

UNTERSTÜTZUNG VON EIGENLEISTUNG UND SELBSTHILFE

Das Schweizerische Rote Kreuz versucht in Mali, zusammen mit dem malischen Rotkreuzpartner, in langfristiger Entwicklungsarbeit einzelnen Bevölkerungsgruppen Unterstützung bei der Schaffung von neuen oder besseren Lebensgrundlagen zu bieten und einen Beitrag zur Überwindung der Armut zu leisten. Die Hilfe orientiert sich dabei am Prinzip der Eigenleistung und der Selbsthilfe entwicklungswilliger Gemeinschaften.

Konkrete Projektunterstützung bietet das SRK beim Aufbau von ländlichen Basisgesundheitsdiensten, bei der Ausbildung von medizinischem Hilfspersonal und beim Betrieb von einfachen Erste-Hilfe-Posten. Weitere wichtige Vorhaben sind die Förderung und Mitfinanzierung von lokalen Initiativen im Bereich der Lebensmittelproduktion (Gartenbau mit künstlicher Bewässerung) und der sozialen Betreuung von Dürreflüchtlingen nomadischen Ursprungs.

In abgewogenem Verhältnis zur Unterstützung von konkreten Projekten trägt das SRK ausserdem durch Strukturhilfe zur Stärkung und Entwicklung der malischen Rotkreuzgesellschaft bei.

bleibt ein wenig Bargeld übrig, um gelegentlich Zucker, Salz, Tee, Fisch und Reis zu kaufen. Hier und da reicht es auch für Kleiderstoff für eine der Frauen. Ausserdem konnte Morry für drei seiner Kinder Schulpüttchen anschaffen. In Mali ist es üblich, dass die Kinder ihre eigenen Pulte täglich in die Schule tragen.

Die Nutzniessung eines bewässerten Stück Landes bedeutet für Morry Diarra jedoch noch mehr: Er ist Mitglied der 25 begünstigten Familien. Damit trägt er auch mit an der Entscheidungsverantwortung. Die wesentlichen Fragen, wie Parzellenzuweisung, Bewässerungsrhythmus, Unterhalt der gemeinsamen Strukturen und Vermarktung, werden an den wöchentlichen Sitzungen der Kooperative besprochen und entschieden. Zudem profitieren die Kooperativmitglieder von der regelmässigen fachtechnischen Begleitung und

fang Juli frisch angesäte Hirsefeld, sind wir bei der Familie Diarra im Dorfkern von Kayo zu Besuch. Ein Innenhof unter freiem Himmel ist das Lebenszentrum der Familie. Rund um den Hof stehen mehrere niedrige Häuschen aus Lehm: das in mehrere Schlafräume unterteilte Wohnhaus, die Küchenhütte, Ställe für die zwei Ochsener, die zwei Schafe und die sechs Hühner und ein Häuschen für Gerätschaften.

Die ungefähr 800 Personen umfassende Dorfbewölkerung von Kayo lebt primär vom Ackerbau, sei es auf eigenem oder auf gepachtetem Land. Einige Familien leben dank der Nähe des Niger auch vom Fischfang. Einzelne Bauern sind wie Morry Diarra nebenbei auch Jäger. Vor allem während der langen Trockenzeit pirscht Morry oft stunden- und tagelang durch die Baumsavanne auf der Suche nach wilden Kaninchen, Buschkratten und Vögeln, um den Teller der Familie hier und da mit etwas Fleisch zu bereichern. Morry zeigt uns das kostbare Jagdgewehr, das er im Schlafraum aufbewahrt. Die Waffe ist schon deshalb kostbar, weil er dem Staat für ihren Besitz jähr-

Morry Diarra auf «seinem» Rotkreuzgrundstück. Neben Bananen pflanzt er auch Gombo, eine lokale Gemüsesorte, Bohnen und Maniok an.

AUSLAND

lich 5000 Francs CFA (umgerechnet rund 25 Franken) bezahlen muss.

Während wir im Schatten des Familienhauses bei kühlem Hirsebier die Gastfreundschaft geniessen, kümmert sich die Grossmutter um den bald einjährigen jüngsten Spross der Familie; die zwei kleinen Mädchen spielen daneben mit Steinen. Die jüngste Frau von Morry Diarra stampft Hirse und macht Feuer. Die erste Frau ist auf den Markt gegangen, um Hühner zu verkaufen. Die zweite Frau und vier der älteren Kinder haben wir vorher auf dem Hirsefeld angetroffen, wo sie die Erdkruste auflockerten.

Morry Diarra und seine 14köpfige Familie müssen offensichtlich hart und ausdauernd arbeiten, um überleben zu können. Wenn die Regenzeit, die sich vor kurzem mit ersten Güssen angekündigt



2,5 Hektaren fruchtbares Ackerland konnte das Rotkreuzkomitee in Koulikoro 25 armen Familien zugänglich machen. Die einzelnen Parzellen werden in regelmässiger Turnus mit Wasser aus dem Niger bewässert.



In diesem Hof spielt sich das Leben der Familie Diarra ab. Im Hintergrund ist das Wohnhaus zu sehen.

hat, ergiebige Niederschläge bringt, ist das Überleben aus eigener Kraft gesichert. Sollten regelmässige Niederschläge aber, wie dies die Menschen in Kayo in den letzten zehn Jahren schon zweimal erlebt haben, ausbleiben, so werden die jungen Hirsepflanzen verdorren, die Preise für die knappen Nahrungsmittel auf dem Markt werden sprunghaft in die Höhe schnellen, und aller Fleiss und alle Anstrengungen werden nicht mehr ausreichen, um die Familie zu ernähren.

Eigeninitiative

Die Gewissheit, auf dem Rotkreuz-Grundstück während des ganzen Jahres 1200 Quadratmeter fruchtbares Land

bebauen zu können, verschafft der Familie Diarra ein wenig Sicherheit. Die Zugehörigkeit zur Kooperative und das gemeinsame Einstehen für eine optimale Gestaltung und Nutzung des Gartenbauprojektes gibt Morry Diarra auch neuen Mut für die Zukunft, stimuliert seine Tatkraft und befähigt ihn, aus eigener Initiative die Armut zu bekämpfen und Veränderungen herbeizuführen.

Beim Abschied erzählt uns Morry Diarra, dass er einer der Initiatoren der beiden Zusatzprojekte auf dem Gartenbaugelände ist: der erfolgreichen Fischzucht im Wasserreservoir und der geplanten Geflügelhaltung, zu der er mit der Spende eines eigenen Hahns beitragen wird. □

Das kostbarste Gut bleibt die Freiheit

Von Hannes Heinemann und Mamadou Sy

Die grosse Dürre der Jahre 1984/85 hat eine massenhafte Abwanderung der Nomaden und Viehzüchter aus ihren angestammten Gebieten am Rande der Sahara ausgelöst. Auch viele Touaregs aus der Gegend von Gao und Kidal sowie Berber und Mauren aus Gebieten nördlich von Timbuktu verloren infolge des Futtermangels rund drei Viertel ihres Grossviehbestandes und sahen sich während der letzten Jahre zur Flucht in den Süden gezwungen.

Der Viehbesitz bedeutet für die Nomaden Nahrung, Reichtum, Ansehen und Macht der Familie. Mit seinem Verlust wird ihnen ihre jahrtausendealte traditionelle Lebensgrundlage entzogen. Sie werden zu Flüchtlingen, denen in der Nähe von grösseren städtischen Zentren Sesshaftigkeit aufgezwungen wird. Die nomadische Lebensart gerät in Konflikt mit den gesellschaftlichen Systemen und Normen der sesshaften Bevölkerung. Handlungen und Verhaltensweisen, wie das Entrichten von Abgaben, das Bezahlen von Steuern, die Mitarbeit bei gemeinschaftlichen Infrastrukturen, das Beachten von Re-

geln und Gesetzen sind den Nomaden fremd. Die ungewohnte Lebensweise in festen, ganzjährigen Behausungen und die unbekanntenen Arbeitstechniken machen die Flüchtlinge in ihrer neuen Umgebung vollends zu Fremden, Verarmten und Unterprivilegierten.

Nomadensiedlungen um Mopti

Flüchtlingssiedlungen ehemaliger Nomaden befinden sich unter anderem in der unmittelbaren Umgebung der Stadt Mopti, einer Hafen- und Fischerstadt am Zusammenfluss von Niger und Bani in Mali. Während mehrerer Jahrhunderte war Mopti ein bedeutender Warenumschatzplatz zwischen Schwarzafrika und Arabien. Inzwischen hat die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt stark abgenommen, als Hauptstadt der gleichnamigen Region und als Treffpunkt verschiedener Stämme Malis hat sie jedoch immer noch ihre Bedeutung. Die Region Mopti liegt im Übergangsgebiet zwischen sesshafter Bevölkerung und Nomadenstämmen, zwischen der zeitweise feuchten Baumsavanne und der Trokensavanne.

Die Zehntausenden von

ehemaligen Nomaden aus dem Norden – ihre genaue Zahl ist nicht bekannt –, die in campartigen Siedlungen in der Umgebung der Stadt Mopti leben, verursachen einen recht massiven Bevölkerungsdruck. Die auch unter der sesshaften Bevölkerung weitverbreitete Armut und die zunehmenden Anzeichen eines Vorstossens der Wüste verschärfen eine ohnehin kritische Situation: Die Region Mopti leidet zurzeit an einem starken Nahrungsmittelmangel, und Hunger und Fehlernährung sind nach Regierungsangaben grösser als während der letzten Trockenperiode 1984/85. Als die grossangelegten Bewässerungsanlagen um Mopti und dem Niger entlang geplant wurden, rechnete man nicht mit dem beträchtlichen Absinken des Flusswasserstandes. Die für die künstliche Bewässerung vorgesehenen überdimensionierten Anbauflächen liegen heute deshalb grösstenteils brach, teilweise sind die Böden bereits versalzt und für einen künftigen Anbau gänzlich unbrauchbar.

Zum Beispiel Tilwatt

Eine der nomadischen Flüchtlingssiedlungen heisst Tilwatt. Sie liegt 15 Kilometer von der Stadt Mopti entfernt an der grossen Nord-Süd-Achse Malis. Die 1985 gegründete Siedlung zählte schon bald einmal 150 Familien, das heisst etwa 800 Einwohner. Mamadou Sy, ein Mauretanier, der für das SRK und die Liga der Rotkreuz- und Rothalbmondgesellschaften seit drei Jahren als Entwicklungsdelegierter in Mali tätig ist, wo er eng mit der nationalen Rotkreuzgesellschaft zusammenarbeitet, hat Tilwatt im vergangenen Mai zum drittenmal besucht. Er schildert nachfolgend seine Eindrücke.

«Von der ansässigen Bevölkerung als vorübergehende Siedler akzeptiert, richteten sich die Nomaden vor drei Jahren in den eilig errichteten Zeltlagern provisorisch ein, in der Hoffnung, bald wieder in die Freiheit ziehen zu können. Mit dem bald einsetzenden Hilfseifer der Regierung und karitativer Organisationen hatten weder die Ansässigen noch die Nomaden gerechnet, die in der Person eines engagierten Lehrers, von Abstammung ebenfalls ein Touareg,

gar einen begabten Führer fanden, der gegen aussen zu ihrem Sprecher wurde.

In der allgemeinen Ungewissheit und Unsicherheit nach der Nothilfe in der Sahelzone entstanden überall Wiederaufbauprogramme, die sich jedoch oft als wenig geeignet erwiesen: Nach den Kriterien einer Nothilfeaktion konzipiert, trugen sie dem kulturellen Aspekt allzu wenig Rechnung. Eines dieser im «Modetrend» liegenden Programme, das von den Regierungen und den privaten Hilfsorganisationen sofort übernommen wurde, war die Sessbarmachung der Nomaden. In Mali nahmen die Regierung und die Hilfswerke mit mehr oder weniger Glück Siedlungs- und Wohnprogramme für ehemalige Nomaden an die Hand.

Auch in Tilwatt wurden die Boden- und Landprobleme im Hinblick auf eine endgültige Ansiedlung der Gemeinschaft mit erstaunlicher Geschwindigkeit administrativ und politisch geregelt. Die Bewohner sahen zahlreiche Vertreter von Hilfsorganisationen mit ihren Gaben und ihren Forderungen an sich vorbeiziehen. Auf ihre Wünsche wurde aber kaum einmal eingegangen. Es galt, die «Grundbedürfnisse» abzudecken und die Nomaden zur Sesshaftigkeit zu «bekehren», und so wurde von den Organisationen ein Programm nach dem andern finanziert: ein Wiederaufforstungsprojekt durch «Food for Work» («Lebensmittel für Arbeit»), ein Gemüseartenprogramm, ein Regenfeldbauprojekt, ein Brunnenbohrprojekt, eine Alphabetisierungskampagne, ein Gesundheitsprogramm und ein Programm zur Verbesserung der Wohnbauten.

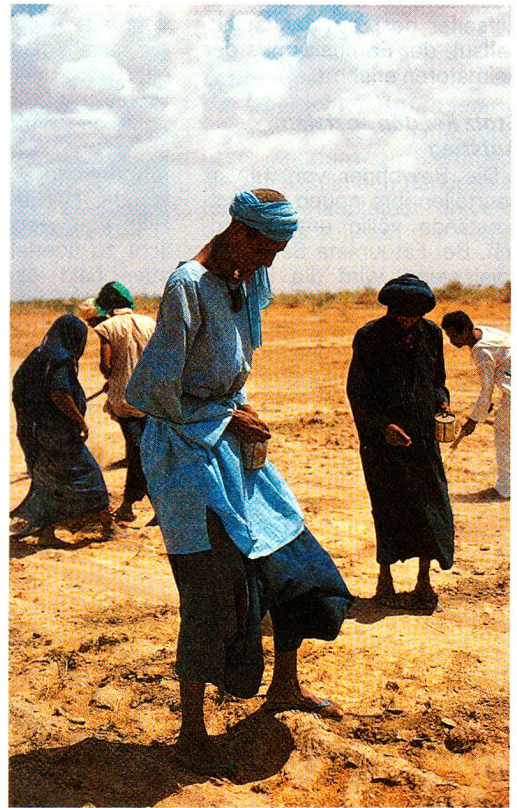
Rund die Hälfte ist geblieben

Heute hat sich im «Dorf» Tilwatt – wie es von seinen Bewohnern nun humorvoll genannt wird – vieles verändert. Es flattern keine Zelttücher mehr im Wind. An ihrer Stelle stehen nun 60 aus Lehm gebaute Häuser, jedes durch einen Zaun vom andern getrennt. 7500 von der Gemeinschaft selbst gepflanzte Bäume vermitteln einen Eindruck von Geborgenheit und bieten etwas Schutz vor Wind und Sand – und verengen gleichzeitig den Horizont der ehemaligen Bewohner der weiten Ebenen.

Trotz dieser «verbesserten» Lebensbedingungen gibt es

aber nur noch 73 Familien in Tilwatt. Zahlreiche Familien haben den Ort bereits wieder verlassen und sind wieder Richtung Norden gezogen. Wem es gelingt, einige Kühe sein eigen zu nennen und einen Maulesel zu ergattern, den packt der Drang in die Weite, auf die gewohnte Wanderschaft, die sich dem Rhythmus der Jahreszeiten anpasst.

Jene, die zurückbleiben, haben Gefallen an ihrer neuen Lebensweise und ihren neuen Tätigkeiten gefunden und glauben, dass eine dauerhafte Anpassung an ihre sesshaften Nachbarn möglich ist. Der Weg ist jedoch steinig und mit vielerlei Entmutigungen ge-



Nomaden, die während der grossen Dürre in den Süden flüchten mussten, bearbeiten den lehmigen Boden: eine für sie ungewohnte Tätigkeit. (Bilder: Hannes Heinemann)



plästert. So bestellen die ehemaligen Viehzüchter seit drei Jahren ein 30 Hektaren grosses Hirsefeld, und seit drei Jahren bleibt der regelmässige Regen aus, und die Saat geht nicht auf. Die rührigen Spenderorganisationen haben ihr «Food» eingestellt. Kein Spender will und kann Nahrungsmittelhilfe langfristig und unbegrenzt gewähren. «Work» geht jedoch ohne Resultat und ohne Unterstützung weiter. Die meisten Brunnen in Tilwatt versiegen, dauernd muss tiefer gegraben werden. Der Gemüseanbau ist jahreszeitlich begrenzt; die Gemüseernte kann ohnehin nur eine Ergänzung zum oft mangelnden Getreide sein. Der anfängliche Hilfseifer der Spender ist abgeflaut, der Enthusiasmus der Animatoren erlahmt.

Stolz auf den sozialen Aufstieg

Die Bewohner von Tilwatt beurteilen ihre neuen Lebensumstände völlig unterschiedlich. Bei Fatoumata Salek beispielsweise wird die Freude an ihrem sozialen Aufstieg spürbar. Die junge Frau fühlt sich für die Gesundheit der Gemeinschaft verantwortlich. Sie hat in der Stadt mehrere Praktika absolviert und versucht, im Dorf alle Tätigkeiten auszuüben, für die sie im Laufe der Zeit von verschiedenen Organisationen im Rahmen verschiedener Gesundheitsprogramme ausgebildet worden ist: Erste Hilfe, Schwangerschaftsberatung, Geburtshilfe, Ernährung, einfache Pflegeverrichtungen. Sie verfügt inzwischen über ein hübsches Dispensarium sowie eine Krankenschwester, denkt aber mit Wehmut an die Zeit zurück, als sie noch von morgens bis abends von Zelt zu Zelt zog, mit den Problemen ihrer Bewohner vertraut gemacht wurde und an Ort und Stelle eine Lösung fand.

Eine tragische Figur...

Eine ganz andere Dimension zeigt sich im Gespräch mit Mohamed Baye, einem schönen, alten Mann mit weissem Bart, der früher eintausend Stück Vieh sein Eigen nannte. Wir trafen ihn auf dem Hirsefeld, wo er zusammen mit andern unter der stechenden Sonne den Lehm Boden bearbeitete. Die Temperatur stieg an diesem Tag auf 47 Grad.

«Wenn es möglich wäre, nach Sonnenuntergang oder sogar in der Nacht zu arbeiten, wäre ich hundertprozentig für die Landwirtschaft», meinte Mohamed Baye lachend. Dann wurde er ernst: «Ein Nomade, der nicht hinter seinem Vieh durch die weiten Ebenen ziehen kann, ist eine tragische Figur», sagte er. «Bevor wir zu unserer grossen Schande den Weg nach Süden einschlagen mussten, haben wir grosse Männer gesehen, die sich selbst umbrachten. Zum sichtbaren Elend der einen kam die versteckte Not der Stotzeren: alte Männer ohne Mittel, grosse Viehzüchter, deren Viehbestand dezimiert und deren Frauen und Kinder dem Elend überlassen waren. Alles war besser als diese Situation, sogar die Landwirtschaft. Unsere Wohltäter hatten keinerlei Schwierigkeiten, uns davon zu überzeugen.» Er schwieg und fuhr dann fort: «Als wir hier ankamen, hat uns grosszügige Hilfe von allen Seiten ermöglicht zu überleben, sie wurde aber bald eingestellt. Mich stört das nicht, denn ich weiss: Auch wenn eine effiziente Unterstützung den zahlreichen Bedürftigen, die wir sind, das tägliche Brot sichern kann, kann sie uns doch niemals das kostbarste Gut, unsere Freiheit und vor allem den Stolz unserer Stämme, zurückgeben.»

Können die durch äussere Umstände zur Sesshaftigkeit gezwungenen Nomaden den Überlebenskampf in ihrer neuen Umwelt bestehen? Sicher ist eines: Auch eine optimal angepasste Hilfe kann niemals in einigen wenigen Jahren die jahrtausendealte Lebensweise von ganzen Volksgruppen verändern. In der Vergangenheit sind immer wieder Nomadenstämme dauerhaft sesshaft geworden, allerdings unter weniger dramatischen Umständen und im Verlauf längerer Zeiträume. Das mag zuversichtlich stimmen. Zuversichtlich stimmt aber auch, dass es einer Minderheit von Nomaden nach der schlimmsten Dürrezeit in den letzten Jahren gelungen ist, ihre gewohnte Lebens- und Arbeitsweise wiederaufzunehmen und ohne jede äussere Hilfe weiterzuführen. □

Nach den Überschwemmungen im Sudan

Katastrophe öffnet Tür zur humanitären Hilfe

Oft verschaffen erst eine Naturkatastrophe und die damit verbundene Publizität den humanitären Organisationen den Zugang zu den ärmsten Bevölkerungsgruppen eines Landes. Die Überschwemmungen, die im vergangenen Sommer den Sudan, vor allem seine Hauptstadt Khartum, heimsuchten, haben dies wieder einmal mit aller Deutlichkeit gezeigt. Eine Mitarbeiterin im SRK-Zentralsekretariat, die im August zur Überwachung der Verteilung von Hilfsgütern in den Überschwemmungsgebieten weilte, berichtet, was sie gesehen und erlebt hat.

Von Verena Kücholl

Nach Katastrophen tragen Presseberichte tiefgreifende Probleme eines Landes an die Weltöffentlichkeit. Lassen wir Schlagzeilen von Schweizer Zeitungen aus der Zeit, da sintflutartige Regenfälle und das Hochwasser des Nils im Sudan verheerende Überschwemmungen anrichteten, Revue passieren.

Die ersten Überschriften anfangs und Mitte August lauteten:

- Hilflos nach der Flut
- Ausrufung des Notstandes im Sudan
- Neues Hochwasser unterwegs nach Khartum, Folgen von Regen in Äthiopien
- Kein Ende der Katastrophe in Sicht
- Wenn sich Lehmhütten im Wasser auflösen
- Sudans sieben Plagen: Nach der Dürre kam die Sintflut.

Spätere Berichte tragen den von Menschen verursachten Teil der Tragödie in den Vordergrund:

- Sudans Krise durch Regen verschlimmert
 - Überschwemmungen und Zynismus im Südsudan; die Bevölkerung als Geisel
 - Sudans Süden hungert
- Krieg, Hunger, Geiseln – das alles ist mit eingewoben in die Katastrophe und zeichnet ihr Gesicht, das sich nach dem Wirrwarr der ersten Tage und im Verlauf der sich organisierenden Hilfe uns zu zeigen beginnt. Während sich die Weltöffentlichkeit nach wenigen Wochen wieder abwendet, gehen die Hilfswerke den Problemen weiter nach und su-

chen nach Lösungsmöglichkeiten für jene Menschen, die durch die Regenfälle ihr wenig an Hab und Gut verloren haben; es sind dies Menschen, die am Rande des Existenzminimums leben müssen.

Ausgehungerter Süden

Die Stadt Khartum ist die Hauptstadt des islamischen Nordens und zugleich die Hauptstadt des Landes. Vom Norden gingen der Sklavenhandel, dann die Kolonialisierung und danach die Entwicklungsbemühungen aus. Die Südsudanesisen sind von einer anderen Kultur geprägt. Sie sind nicht Muslime, sondern vorwiegend Animisten und folgen ihrer Stammesreligion; ein kleiner Anteil von ihnen

wurde Christen. Der Süden wehrt sich gegen eine vom Norden aufoktrozierte Gesetzgebung und Oberherrschaft und kämpft für eine Politik der regionalen Autonomie. Der erste Bürgerkrieg dauerte von 1955 bis 1972, der Friede war wenig dauerhaft, und 1982 brach der Krieg erneut aus.

Der Süden ist Kriegsgebiet. Hilfe zu bringen, ist kaum möglich. Die nichtkämpfende Bevölkerung mit genügend Lebensmitteln zu versorgen, ist weder die Priorität der Regierungstruppen noch der Freiheitskämpfer, und auch Hilfsorganisationen wie das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK), das darauf spezialisiert ist, in Konfliktgebieten die Interessen der Zivilbevölkerung wahrzunehmen, haben es bisher nur geschafft, Material (z. B. Lebensmittel,

Flugzeuge) und Personal bereitzuhalten. Der Verhandlungsweg ist äusserst langsam und mühselig. Auf ein Übereinkommen, welches das Verteilen von Lebensmitteln an die ausgehungerte Bevölkerung des Südens ermöglicht, wird Tag für Tag erwartet und immer wieder hingearbeitet.

Flucht in die Hauptstadt

Während Hilfsorganisationen hingehalten werden und nur sporadisch etwas Hilfe in den Süden «durchsickert», greifen die Menschen, die ausgehungert werden, zum Mittel der Flucht. Circa 300 000 sind in den Süden des Nachbarlandes Äthiopien geflohen, und rund 500 000 andere sind allein

in diesem Jahr in den Nord Sudan gezogen und haben sich in den Randgebieten Khartums niedergelassen. Dieser Flüchtlingsstrom dauert an. Auf den Wegen in den Norden und in den Auffanglagern sterben täglich zahlreiche Menschen an den Folgen des Hungers und der Auszehrung. Nur indem man die Souveränität eines Landes verletzen und über alle Konflikte und Meinungsverschiedenheiten hinweg Hilfsgüter selbstständig verteilt, könnte dieses Massensterben vermieden werden. Aber solche Eingriffe lässt das politische Fundament, in welchem die Staaten unserer Erde verankert sind, nicht zu. Unsere «Weltordnung» würde sonst zusammenbrechen.

Opfer der Überschwemmungen

Jene, die es schaffen, bis nach Khartum zu kommen, siedeln sich in den Randgebieten der Hauptstadt an und warten darauf, von der Regie-



Verteilung von Wolledecken: Bei Aktionen dieser Art ist die Atmosphäre äusserst gespannt. Damit die Situation nicht ausser Kontrolle gerät, sind eine straffe Organisation und zügige, gewissenhafte Arbeit ausserordentlich wichtig.

